Zwei halbe Professoren sind mehr als ein ganzer

VON BEAT GLOGGER

BILDER ANNETTE BOUTELLIER

Seit gut einem Jahr zeigen zwei Professoren an der Universität Freiburg, dass das Unmögliche möglich ist. Christian Hauck und Martin Hölzle teilen sich am Departement für Geowissenschaften den Lehrstuhl in physischer Geographie.

Der Glaziologe Martin Hölzle (links im Bild) und der Meteorologe Christian Hauck kennen einander schon viele Jahre. Seit der Zeit, als der Deutsche Hauck an der Versuchsanstalt für Wasserbau, Hydrologie und Glaziologie (VAW) der ETH Zürich doktorierte, bearbeiteten sie zusammen Projekte und betreuten auch gemeinsam Diplomarbeiten. Dabei haben sie gemerkt, dass sie gut zusammen funktionieren. Eines Tages – sie sassen nach einer Konferenz an der Sonne und philosophierten bei einem Bier – kamen sie auf die Idee, sich gemeinsam für eine Professur zu bewerben. Bis jedoch eine geeignete Stelle ausgeschrieben wurde, sollte es noch ein paar Jahre dauern. Im September 2008 wurde der Traum wahr.

Eine Professur umfasst diverse Aufgaben: Forschung, Lehre, Administration. Wer von Ihnen erledigt die ungeliebte Administration?

Hölzle (schaut Hauck an): Die machst du – gell?

Hauck (überlegt, grinst dann): Ich dachte, du machst das.

Hölzle: Nein, im Ernst: Jobsharing bedeutet eben nicht, dass der eine die Rosinen herauspickt und dem anderen die ungeliebten Aufgaben bleiben. Wir machen beide alles.

Diese Arbeitsteilung geht so weit, dass die beiden Professoren gelegentlich auch zu zweit im Hörsaal stehen. Dies sei keineswegs verschwendete Kraft, beteuern sie. Im Gegenteil: Zu zweit lasse sich die Lehre lebendiger gestalten. Natürlich brauche es für Frontalunterricht nicht zwei Dozenten. Aber zum Beispiel in Seminaren schätzten es die Studierenden, wenn zwei Professoren mitdiskutieren. Dabei müssten sie auch nicht immer gleicher Meinung sein, denn zur wissenschaftlichen Ausbildung gehöre auch, über unterschiedliche

> «Keiner pickt die Rosinen heraus. Wir machen beide alles.» Martin Hölzle

Positionen zu diskutieren. Genau so sieht es Titus Jenny, der Dekan der Universität Freiburg. «Zwei Köpfe verbreitern das Meinungsspektrum und diversifizieren eindeutig das Lehrangebot.»

Sitzungen, die beiden nicht die liebste Aufgabe sind, teilen sie sich auf, Doktorierende betreuen sie gemeinsam. Und auch in der Forschung arbeiten der Glaziologe und der Meteorologe zum Teil zusammen, vor allem im Bereich des alpinen Permafrostes. Daneben hat jeder noch andere Forschungsgebiete: Hauck beschäftigt sich mit Bodenfeuchte, Hölzle mit alpinen Gletschern. Die enge Zusammenarbeit der beiden bedingt überdurchschnittlich viel Koordination. Sie müssen einander in allen Bereichen fortwährend auf dem Laufenden halten: mit E-Mails und an Sitzungen, oft auch am Abend bei einem Bier. Ihre Arbeitszeit am Institut haben sich die Teilzeiter bewusst so eingeteilt, dass ihre Präsenz am Institut sich überlappt. Hölzle arbeitet von Montag bis Mittwoch, Hauck von Dienstag bis Donnerstag. Dass am Freitag keiner da ist, würden Studierende und Kollegen respektieren, meint der Professorenkollege aus der Humangeografie, Joris Van Wezemael.

Nebst dem grossen Koordinationsaufwand ist mit Jobsharing ein weiterer Nachteil verbunden, wie Christian Hauck – allerdings erst auf mehrfaches Nachhaken – sagt. Er und sein Kollege hätten im Vergleich zu anderen Professoren zum Beispiel an Departementssitzungen schon etwas weniger Durchsetzungskraft. Er fügt aber sofort bei, dass er dafür – wenns mal nicht so rund laufe – auch nicht alles so persönlich nehme.

Wie hoch kann bei allen Reibungsverlusten und dem ganzen Koordinationsaufwand der Output von «halben Professoren» noch sein?

Hölzle: 100 Prozent Präsenz bedeutet auch nicht 100 Prozent Output. Und wenn ich nicht im Institut bin, schalte ich den Kopf ja nicht ab. Forschen ist ein kreativer Pro-

Christian Hauck

Christian Hauck (1970, in Deutschland): Studierte in München Meteorologie, doktorierte an der ETH Zürich in der Versuchsanstalt für Wasserbau, Glaziologie und Hydrologie (VAW). Vor seiner Professur in Freiburg arbeitete er seit 2003 am Institut für Meteorologie und Klimaforschung der Universität Karlsruhe. Seine Forschungsgebiete sind der Permafrost, die Bodenfeuchte und die Naturgefahren. Er lebt in einer festen Beziehung mit einer Glaziologin, die sich als Postdoktorandin an der Universität Zürich mit Permafrost-Forschung beschäftigt.

zess, der nicht nur am Schreibtisch stattfindet. Oft habe ich die besten Ideen in der Freizeit. Wenn ich also mehr Freizeit habe, habe ich auch bessere Ideen (lacht).
Hauck: Und wenn uns etwas wirklich wichtig ist, gehen wir mit doppelter Kraft an die Sache. Wir können uns sozusagen teilen. So können wir es uns auch leisten, während des Semesters an eine Konferenz zu fahren, ohne deswegen die Lehre zu vernachlässigen.

Bei genauer Betrachtung der Präsenzzeiten am Institut fällt jedoch auf, dass Hauck und Hölzle gemeinsam auf mehr als ein Hundertprozentpensum kommen. Dies sei tatsächlich so, geben sie zu. Jeder arbeite eigentlich 60 Prozent – bei 50 Prozent Lohn. Das sei aber keine Selbstausbeutung, sondern in ihrer Position das übliche Mass an Überzeit. Dennoch gewinnen sie im Vergleich zu anderen Professoren Freizeit.

Wie wichtig ist das Mehr an Freizeit für Sie?
Hauck: Das war ein Hauptgrund für unseren Entscheid für Jobsharing. Der gesamte Job eines Universitätsprofessors fordert oder überfordert einen ja derart, dass keine Zeit mehr bleibt, kreativ zu sein. Ich kenne viele, die bei vollem Pensum nicht mehr selbst zum Forschen kommen. Das ist doch schade, denn gerade darum wurden sie ja Professor. Die Überlastung wird einem ja nicht von oben aufgedrückt. Man überlastet sich selbst, weil man von seinen Ideen derart getrieben ist.
Hölzle: Und nicht wenige, die versuchen, trotzdem alles reinzubringen, enden im Burnout. Das will ich verhindern. Mir ist es wichtig, auch Zeit mit meinen Kindern zu verbringen.

Martin Hölzle

Martin Hölzle (1963): Studierte an der ETH Zürich Erdwissenschaften, schloss an der VAW die Dissertation im Bereich Gletscher und Permafrost ab. Vor der Professur in Freiburg leitete er seit 2001 eine Forschungsgruppe am Departement für Geografie der Universität Zürich. Seine Arbeiten befassen sich mit den Interaktionen zwischen Klima, Permafrost und Gletschern.
Er ist verheiratet mit einer Primarlehrerin, die auch Teilzeit arbeitet. Gemeinsam haben sie zwei Kinder.

> «Ich kenne Professoren, die bei vollem Pensum nicht mehr selbst zum Forschen kommen.»
> Christian Hauck

Man mag den beiden Professoren glauben, dass es ihnen wohl ist in ihrer Haut und ihrer Position. Beide sind gut drauf, und wenn man sie inmitten der Studenten in der Kantine essen sieht, könnte man meinen, es sässen zwei etwas ältere Doktoranden am Tisch. Ihre Lockerheit zeigt sich offenbar auch im Beruflichen, wie der Fachkollege Joris Van Wezemael bestätigt: «Man merkt, dass die Kollegen neben ihrer Arbeit weiteren Aktivitäten nachgehen, was ihre Motivation an der Universität steigert.»

Hölzle und Hauck geben gerne Auskunft, idealisieren lassen wollen sie sich aber nicht. Doch sie sind überzeugt, dass es für die Arbeitswelt der Zukunft flexiblere Arbeitsmodelle brauche. Dem stimmt auch Dekan Titus Jenny zu, er befürchtet aber gleichzeitig, «dass diese doppelköpfige Professur wohl ein Einzelfall bleiben wird». Nicht nur in Freiburg, sondern auch in der ganzen Schweiz gibt es bisher kein vergleichbares Professorenteam im Jobsharing.

Warum eigentlich sind Sie die einzigen?
Hölzle: Eine Grundvoraussetzung für ein erfolgreiches Jobsharing ist sicher, dass sich die beiden Personen ergänzen, aber auch dass sie sich persönlich gut verstehen und eine Konfliktkultur besitzen, mit der Probleme schnell und positiv angegangen werden. Wahrscheinlich können sich heute noch zu wenige Personen in einem solchen Team sehen. Auch gibt es heute noch zu viele einflussreiche Personen in Wahlkommissionen, welche diese Form von Jobsharing in einer Professur kategorisch ablehnen.
Wer war in Ihrem Fall dagegen?
Hölzle: Ob jemand dagegen war, wissen wir nicht, es war einfach nicht üblich.
Hauck: Unsere gemeinsame Bewerbung hatte offenbar zu Diskussionen geführt. Aber dann hat der Regierungsrat des Kantons Freiburg einen Grundsatzentscheid gefällt. Das war die grösste Hürde.
Hölzle: Danach hatten wir eigentlich nur noch Trümpfe in der Hand, denn in unserer Doppelbewerbung steckte natürlich auch das Doppelte an Kompetenz, Wissen und Publikationen (schmunzelt).
War für Ihre Wahl auch ausschlaggebend, dass Freiburg eine kleine Uni ist?
Hölzle: Das kann ich nicht beurteilen. Wir hörten einfach von Kollegen an anderen Universitäten, dass bei ihnen so ein Modell unmöglich wäre.
Hauck: Viel mehr spielte wohl die Lage auf der Sprachgrenze eine Rolle. Hier ist man toleranter. ■